

dtv

Achtundfünfzigjährig und einer der bekanntesten Schriftsteller der USA erfüllt sich John Steinbeck 1960 einen langgehegten Wunsch: er macht sich auf die »Suche nach Amerika«. Im komfortablen Campingwagen »Rosinante« durchreist Steinbeck zusammen mit Pudel Charley in elf Wochen insgesamt 34 Bundesstaaten, ehe er mit durchaus zwiespältigen Eindrücken in seine Wahlheimat New York zurückkehrt. In seinem einzigartigen Reisebuch vermischen sich ironische Beobachtungen, skurrile Begegnungen und hellsichtige Diagnosen – ein unverstellter Blick in das Innere von Amerika. In der viel gerühmten Neuübersetzung von Burkhart Kroeber läßt sich nachlesen, daß dieser literarische Reisebegleiter nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat.

John Steinbeck, amerikanischer Erzähler deutsch-irischer Abstammung, geboren am 27. Februar 1902, wuchs in Salinas, Kalifornien, auf. Ab 1918 studierte er Naturwissenschaften an der Stanford University und jobbte in den Semesterferien auf Farmen, Baustellen und in Fabriken. Später arbeitete er als freier Schriftsteller in Los Gatos bei Monterey, im Zweiten Weltkrieg war er als Kriegsberichterstatter tätig. 1962 erhielt Steinbeck den Nobelpreis für Literatur. Er starb am 20. Dezember 1968 in New York. Alle seine Hauptwerke sind bei dtv erschienen.

John Steinbeck

Die Reise mit Charley

Auf der Suche nach Amerika

Aus dem Englischen
und mit einem Nachwort von
Burkhard Kroeber

dtv

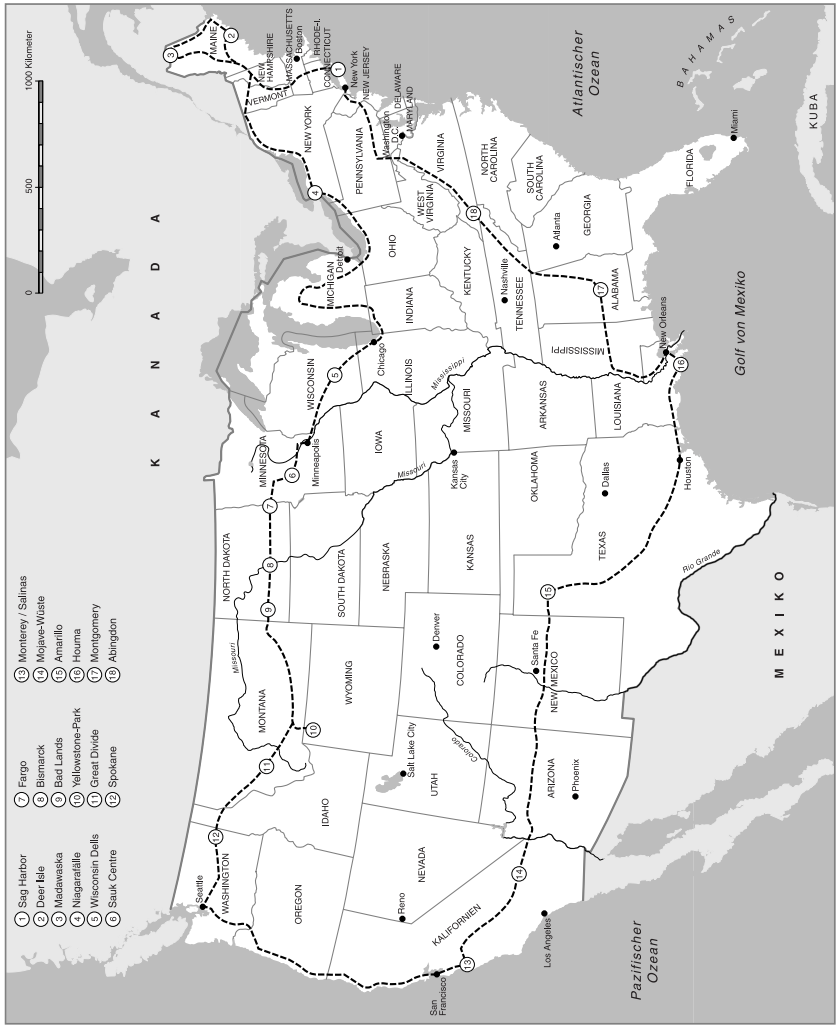
Titel der Originalausgabe:
›Travels with Charley. In Search of America‹
(New York, 1962)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Vollständige Ausgabe 2007
9. Auflage 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1961 The Curtis Publishing Co., Inc.
© 1962 John Steinbeck, renewed 1989,
1990 Elaine Steinbeck, Thom Steinbeck and
John Steinbeck IV
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2002 Paul Zsolnay Verlag Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Bilderberg/Wolfgang Kunz
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13565-8

Dieses Buch widme ich Harold Guinzburg
als Ausdruck meiner Hochachtung
aufgrund einer langen Verbundenheit
und kürzlich noch gewachsenen Zuneigung.
John Steinbeck



- 1 Sag Harbor
- 2 Deer Isle
- 3 Madawaska
- 4 Niagarafälle
- 5 Wisconsin Dells
- 6 Sauk Centre
- 7 Fargo
- 8 Bismarck
- 9 Bad Lands
- 10 Yellowstone-Park
- 11 Great Divide
- 12 Wisconsin Dells
- 13 Saug Centre
- 14 Monterey / Salinas
- 15 Mojave-Wüste
- 16 Amarillo
- 17 Houma
- 18 Abingdon

K A N A D A

Atlantischer Ozean

Pazifischer Ozean

Golf von Mexiko

MEXIKO

KUBA

BAHAMAS



ERSTER TEIL

Als ich noch sehr jung war und den Drang verspürte, irgendwo anders zu sein, wurde mir von reifen Menschen versichert, die Reife werde dieses Jucken kurieren. Als ich das Alter erreicht hatte, das mich als reif beschrieb, war das mittlere Alter die verschriebene Medizin. Im mittleren Alter wurde mir versichert, das höhere Alter werde mein Fieber besänftigen, und jetzt, wo ich achtundfünfzig Jahre alt bin, wird das Greisenalter es vielleicht tun. Nichts hat bisher geholfen. Vier heisere Pfiffe einer Schiffssirene, und immer noch richten sich meine Nackenhaare auf, und meine Füße setzen sich in Bewegung. Der Lärm einer Düsenmaschine, ein warmlaufender Motor, ja nur das Klappern von Pferdehufen auf Straßenpflaster, und schon verspüre ich wieder den alten Schauer, der Mund wird mir trocken und der Blick träumerisch, die Handflächen werden heiß, und der Magen hebt sich bis hoch in den Brustkasten. Mit anderen Worten, es wird nicht besser mit mir, oder noch anders gesagt, einmal ein Tramp, immer ein Tramp. Ich fürchte, die Krankheit ist unheilbar. Dies schreibe ich nicht, um andere zu belehren, sondern um es mir selber klarzumachen.

Wenn das Virus der Rastlosigkeit von einem unsteten Menschen Besitz ergreift und die Straße, die in die Ferne führt, ihm breit und gerade und lockend erscheint, dann muß das Opfer zuerst in sich selbst einen guten und zureichenden Grund zum Aufbruch finden. Für den erfahrenen Tramp ist das kein Problem. Er hat ein eingebautes Sortiment von Gründen, aus dem er nur zu wählen braucht. So dann muß er seine Reise in Raum und Zeit planen, ihr eine

Richtung und ein Ziel geben. Und schließlich muß er die Art der Reise festlegen: Wie er sich fortbewegen, was er mitnehmen, wie lange er unterwegs sein will. Dieser Teil des Prozesses ist invariabel und unvergänglich. Ich schreibe das nieder, damit Trampneulinge nicht glauben – so wie es Teenager tun, wenn sie zum ersten Mal die Sünde entdecken –, sie hätten das alles erfunden.

Ist eine Reise einmal geplant, ausgerüstet und in Gang gebracht worden, kommt ein neuer Faktor hinzu und wird dominant. Jede Fahrt, jede Safari, jede Expedition ist eine eigene Entität, die sich von allen anderen Reisen unterscheidet. Sie hat einen eigenen Charakter, ein eigenes Temperament, eigene Individualität und Einmaligkeit. Eine Reise ist eine Person in sich, keine gleicht der anderen. Und alle Pläne, Sicherungen, Kontrollen und Zwänge sind nutzlos. Nach Jahren des Kampfes stellen wir fest, daß wir eine Reise nicht unternehmen, sondern von ihr unternommen werden. Führer, Fahrpläne, Reservierungen, so ehern und unvermeidlich sie sind, zerschellen an der Eigenart der Reise. Nur wenn er dies erkannt hat, kann der wahre Tramp sich entspannt dem Lauf der Dinge hingeben. Nur dann ist er gegen alle Frustrationen gefeit. Darin gleicht eine Reise der Ehe: Die sicherste Art zu scheitern ist zu meinen, man habe sie fest im Griff. Nachdem ich dies ausgesprochen habe, ist mir wohler, obwohl es nur diejenigen verstehen werden, die es selber erfahren haben.

Mein Plan war klar, präzise und vernünftig, denke ich. Viele Jahre lang bin ich in vielen Teilen der Welt gereist. In Amerika lebe ich in New York oder schaue kurz in Chicago oder San Francisco vorbei. Aber New York ist so wenig Amerika, wie Paris Frankreich oder London England ist. So entdeckte ich eines Tages, daß ich mein eigenes Land nicht mehr kannte. Ich, ein amerikanischer Schriftsteller, der über Amerika schreibt, arbeitete aus dem Gedächtnis, und das Gedächtnis ist bestenfalls ein schadhafter, undichter Speicher. Zu lange hatte ich die Sprache Amerikas nicht mehr gehört, sein Gras, seine Bäume, seine Abwassergräben nicht mehr gerochen, seine Hügel und Gewässer nicht mehr gesehen, seine Farben und die Eigenart seines Lichts. Ich kannte die Veränderungen nur aus Büchern und Zeitungen. Aber nicht nur das: Ich hatte das Land seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr *gefühlt*. Kurzum, ich schrieb über etwas, das ich nicht kannte, und mir scheint, bei einem, der sich Schriftsteller nennt, ist das kriminell. Meine Erinnerungen waren durch fünfundzwanzig vergangene Jahre verzerrt worden.

Früher war ich in einem alten Lieferwagen durchs Land gezockelt, einem zweitürigen Klapperkasten mit einer Matratze auf dem Boden. Ich hatte angehalten, wo Leute standen oder zusammenkamen, hatte zugehört und hingesehen und gefühlt, und auf diese Weise hatte ich ein Bild meines Landes gewonnen, dessen Genauigkeit nur durch meine eigenen Unzulänglichkeiten getrübt worden war.

So beschloß ich, erneut hinzusehen und zu versuchen, dieses monströse Land wiederzuentdecken. Andernfalls hätte ich beim Schreiben nicht mehr die kleinen diagnostischen Wahrheiten ausdrücken können, die das Fundament der grö-

ßeren Wahrheiten sind. Sofort erhob sich eine erste Schwierigkeit. In den vergangenen fünfundzwanzig Jahren war mein Name ziemlich bekannt geworden. Und ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Leute, wenn sie von einem gehört haben, ob in gutem Sinne oder nicht, sich verändern; aufgrund der Befangenheit oder der anderen Reaktionen, die ein bekannter Name hervorruft, verhalten sie sich anders, als sie es unter normalen Umständen tun würden. Daher verlangte meine Reise, daß ich meinen Namen und meine Identität zu Hause ließ. Ich mußte ein Paar wandelnder Augen und Ohren sein, eine Art reisende Fotoplatte. Ich durfte mich in kein Hotelregister eintragen, keine Leute treffen, die ich kannte, keine anderen interviewen oder auch nur befragen. Außerdem stören zwei oder mehr Menschen das ökologische Gleichgewicht einer Region. Ich mußte also allein reisen und autark sein, ähnlich einer Schildkröte, die ihr Haus auf dem Rücken trägt.

Mit alldem im Kopf schrieb ich an die Geschäftsleitung eines großen Konzerns, der Lastwagen herstellt. Ich erläuterte ihr mein Vorhaben und was ich dazu brauchte. Ich wollte einen Dreiviertel-Tonner mit Ladefläche, der jedem Gelände auch unter härtesten Bedingungen gewachsen war, und auf der Ladefläche wollte ich ein kleines Haus ähnlich einer Bootskajüte haben. Ein Wohnanhänger ist auf Bergstraßen schwer manövrierbar, läßt sich unmöglich oder nur illegal parken und unterliegt allerlei Beschränkungen. Nach gebührender Zeit kam die Beschreibung eines robusten, schnellen und bequemen Fahrzeugs mit einem Camper-Aufsatz – eine Kabine mit Doppelbett, vierflammigem Herd, Heizofen, Kühlschrank und Lampen, alles mit Butangas betrieben, dazu eine chemische Toilette, Wandschrank, Vorratsschrank und Fenster mit Insektengittern. Genau das, was ich wollte. Es wurde im Sommer zu meinem kleinen Fischeranwesen in Sag Harbor unweit der

Spitze von Long Island geliefert. Zwar wollte ich nicht vor Labor Day* aufbrechen, wenn die Nation wieder zum normalen Leben zurückkehrt, aber ich wollte mich schon ein bißchen an mein Schildkrötenhaus gewöhnen, es einrichten und kennenlernen. Es kam im August, ein prächtiges Gefährt, stark und doch wendig. Es ließ sich fast so leicht handhaben wie ein Personenwagen. Und weil meine geplante Reise schon ein paar sarkastische Bemerkungen unter meinen Freunden hervorgerufen hatte, taufte ich es »Rosinante«, was bekanntlich der Name von Don Quijotes Pferd war.

Da ich aus meinem Projekt kein Geheimnis machte, erhob sich unter meinen Freunden und Ratgebern eine Anzahl von Einwänden. (Eine geplante Reise erzeugt Ratgeber in Scharen.) So wurde ich darauf hingewiesen, daß es mir angesichts der weiten Verbreitung meines Fotos, für die mein Verleger nach Kräften gesorgt hatte, so gut wie unmöglich sein werde, unerkannt zu reisen. Ich möchte hier gleich vorausschicken, daß ich auf mehr als zehntausend Meilen in vierunddreißig Staaten kein einziges Mal erkannt worden bin. Ich glaube, die Leute erkennen jemanden nur im Kontext. Selbst diejenigen, die mich vor einem Hintergrund, wie sie ihn bei mir erwarten, vielleicht identifiziert hätten, haben mich in keinem Fall am Steuer von Rosinante erkannt.

Des weiteren wurde ich darauf hingewiesen, daß der Name Rosinante, den ich in barockem Spanisch auf die Seite des Wagens gepinselt hatte, an manchen Orten Neugier und entsprechende Fragen hervorrufen werde. Ich weiß nicht, wie vielen Menschen der Name ein Begriff war, jedenfalls hat mir keiner jemals irgendeine Frage über ihn gestellt.

* Sacherklärungen siehe Seite 301 ff.

Sodann wurde mir bedeutet, daß ein Fremder, der ohne erkennbaren Grund durchs Land fährt, Anlaß zu allerlei Nachforschungen geben und sogar Verdacht erregen werde. Darum hängte ich eine Schrotflinte, zwei Gewehre und ein paar Angelruten in den Wagen, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß jemand, der auf die Jagd oder zum Angeln geht, allgemeines Verständnis und sogar Zustimmung findet. In Wahrheit sind meine Jägertage vorbei. Ich töte oder fange nichts mehr, was nicht in eine Bratpfanne paßt; ich bin zu alt, um Töten als Sport zu betreiben. Diese Bühnenausstattung erwies sich jedoch als unnötig.

Schließlich wurde mir gesagt, daß meine New Yorker Nummernschilder Interesse wecken und vielleicht Fragen auslösen würden, denn sie waren die einzigen äußeren Erkennungszeichen, die ich hatte. Und so geschah es auch wirklich, vielleicht zwanzig- bis dreißigmal während der Reise. Aber diese Begegnungen folgten einem immergleichen Muster, und das ging ungefähr so:

Einheimischer: »New York, eh?«

Ich: »Yep.«

Einheimischer: »Bin achtunddreißig da gewesen – oder war's neununddreißig? Alice, war's achtunddreißig oder neununddreißig, daß wir nach New York gefahren sind?«

Alice: »Das war sechsunddreißig. Ich weiß es noch genau, weil's das Jahr war, in dem Alfred gestorben ist.«

Einheimischer: »Na jedenfalls, ich hab's scheußlich gefunden. Würd' nicht da leben wollen, auch wenn Sie mich dafür bezahlten.«

Viele waren ehrlich besorgt, daß ich allein reisen wollte, ungeschützt gegen Angriffe, Raubüberfälle und dergleichen. Man weiß ja, wie gefährlich unsere Straßen sind. Und ich muß zugeben, hier hatte ich selber mulmige Gefühle. Es ist einige Jahre her, daß ich allein gelebt habe, namenlos, ohne Freunde, ohne all jenen Schutz, den einem die Familie,

die Nachbarn und Bekannten geben. Die Gefahr hat nichts körperlich Greifbares an sich. Sie ist zunächst bloß ein Gefühl großer Einsamkeit und Hilflosigkeit, man fühlt sich auf einmal ganz verlassen. Aus diesem Grund nahm ich mir einen Gefährten mit auf die Reise – einen alten französischen Pudelherrn namens Charley. Eigentlich heißt er »Charles le Chien«. Er stammt aus dem Pariser Vorort Bercy und ist in Frankreich erzogen worden, und obwohl er inzwischen ein wenig Pudelenglisch kann, reagiert er nur auf französische Kommandos sofort. Andere muß er sich erst übersetzen, und das macht ihn langsam. Er ist ein sehr großer Pudel in einer Farbe, die man *bleu* nennt, und wenn er sauber ist, ist er tatsächlich blau. Charley ist ein geborener Diplomat. Er zieht das Verhandeln dem Kämpfen vor, was sehr vernünftig ist, denn er ist ein sehr schlechter Kämpfer. Nur einmal in seinen zehn Lebensjahren ist er ernsthaft in Not geraten: Als er auf einen Hund traf, der nicht verhandeln wollte. Damals hat Charley ein Stück seines rechten Ohrs eingebüßt. Aber er ist ein guter Wachhund, er hat ein Organ wie ein Löwe, mit dem er nächtlichen Wanderern sehr gut verbergen kann, daß er sich nicht einmal aus einer Papiertüte herausbeißen könnte. Er ist ein guter Freund und Reisegefährte und findet Reisen schöner als alles andere. Wenn er in diesem Bericht des öfteren vorkommt, dann weil er viel zu meiner Reise beigetragen hat. Ein Hund, besonders ein so exotischer wie Charley, ist ein gutes Bindeglied zwischen Fremden. Viele Gespräche, die ich unterwegs hatte, begannen mit der Frage: »Was für 'ne Art Hund is'n das?«

Die Techniken der Gesprächsanknüpfung haben universale Geltung. Ich wußte vor langer Zeit und entdeckte jetzt wieder, daß die beste Art, sich Aufmerksamkeit, Hilfe und ein Gespräch zu verschaffen, darin besteht, sich als verirrt auszugeben. Ein Mann, der seine eigene Mutter, wenn er sie

verhungernd vor sich auf dem Boden liegen sähe, mit einem Tritt in den Magen aus dem Weg räumen würde, verbringt bereitwillig mehrere Stunden seines Lebens damit, einem Wildfremden, der sich verirrt zu haben behauptet, falsche Wegbeschreibungen zu geben.

Unter den großen Eichen meines Anwesens in Sag Harbor stand Rosinante, schön und autark, und Nachbarn kamen zu Besuch, auch solche, die wir noch gar nicht kannten. In ihren Augen sah ich etwas, das ich wieder und wieder in allen Teilen Amerikas sehen sollte – ein brennendes Verlangen, loszuziehen, sich aufzumachen, egal wohin, nur weg. Sie sprachen leise darüber, wie gern sie eines Tages fortgehen würden, losziehen, frei und ungebunden, nicht zu etwas hin, sondern einfach weg. Ich sah diesen Blick und spürte dieses Verlangen überall, wo ich hinkam, in jedem Staat. Fast jeder Amerikaner hungert danach, loszuziehen. Ein kleiner Junge von etwa dreizehn Jahren kam jeden Tag. Schüchtern stand er ein bißchen abseits und betrachtete Rosinante, spähte zur Tür hinein, lag sogar unter dem Wagen und studierte die kräftigen Federn. Er war ein stiller, immer gegenwärtiger Junge. Er kam sogar abends, um Rosinante anzustarren. Nach einer Woche hielt er es nicht mehr aus. Seine Worte rangen sich mühsam durch seine Schüchternheit. »Wenn Sie mich mitnehmen«, sagte er, »mache ich alles. Ich koche, ich spüle ab, ich mache die ganze Arbeit und Sorge für Sie.«

Leider war mir seine Sehnsucht nur allzu bekannt. »Ich wollte, es ginge«, sagte ich. »Aber der Schulrat und deine Eltern und eine Menge anderer Leute hätten was dagegen.«

»Ich mache alles«, wiederholte er, und ich glaube, er hätte es wirklich getan. Ich nehme an, daß er die Hoffnung erst aufgab, als ich ohne ihn losfuhr. Er hatte denselben Traum, den ich mein ganzes Leben lang geträumt hatte, und dagegen gibt es kein Mittel.

Rosinante auszurüsten war ein langer und genußvoller Prozeß. Ich nahm viel zuviel mit, aber ich wußte ja nicht,

was ich vorfinden würde. Werkzeug für Notfälle, Abschleppseile, einen kleinen Flaschenzug, einen Spaten, eine Brechstange, Werkzeug zum Herrichten und Reparieren und Improvisieren. Dann der Notproviant. Ich würde spät in den Nordwesten gelangen und vielleicht eingeschneit werden. Ich nahm Proviant für mindestens eine Woche mit. Wasser war kein Problem: Rosinante hatte einen Dreißig-Gallonen-Tank.

Es könnte sein, daß ich unterwegs etwas schreiben wollte, vielleicht Essays, sicher Notizen, ganz bestimmt Briefe. Ich packte Schreib- und Durchschlagpapier, Schreibmaschine, Stifte, Notizbücher ein, und nicht nur das, auch Wörterbücher, eine Taschenbuch-Enzyklopädie und ein Dutzend anderer Nachschlagewerke, auch schwere. Ich nehme an, unsere Fähigkeit zur Selbsttäuschung ist grenzenlos. Ich wußte sehr gut, daß ich mir nur selten Notizen mache und sie dann entweder verliere oder nicht mehr lesen kann. Auch wußte ich aus dreißig Jahren Berufserfahrung, daß ich nicht unmittelbar nach einem Erlebnis darüber schreiben kann. Es muß erst gären. Ich muß es erst eine Zeitlang »wiederkäuen«, wie ein Freund das nennt. Doch trotz dieser Kenntnis meiner selbst rüstete ich Rosinante mit genügend Schreibmaterial aus, um zehn Bände zu füllen. Desgleichen packte ich hundertfünfzig Pfund jener Bücher hinein, zu deren Lektüre man nie gekommen ist – und natürlich sind das die Bücher, zu deren Lektüre man auch nie kommen wird. Dazu Konserven, Schrotflinten- und Gewehrmunition, Werkzeugkästen und viel zu viele Kleider, Decken und Kissen, auch viel zu viele Schuhe und Stiefel, gefütterte Thermo-Unterwäsche, Plastikteller und -tassen und eine Plastikschüssel zum Abwaschen sowie eine Reserveflasche Butangas. Die überlasteten Federn ächzten und senkten sich immer tiefer. Im nachhinein schätze ich, daß ich von allem ungefähr viermal zuviel mitgenommen habe.

Was Charley angeht, so ist er ein Hund, der Gedanken lesen kann. In seinem Leben hat es schon viele Reisen gegeben, und oft muß er zu Hause bleiben. Wenn wir verreisen wollen, weiß er es immer schon lange, bevor die Koffer hervorgeholt werden, und dann läuft er umher und jault und jiepert und gerät, so alt er ist, in einen Zustand milder Hysterie. In den Wochen der Vorbereitung wich er mir keinen Moment von der Seite und wurde ein richtiger Quälgeist. Er fing an, sich im Wagen zu verstecken, kroch hinein und versuchte sich so klein wie möglich zu machen.

Labor Day nahte, der Tag der Wahrheit, an dem Millionen von Kindern wieder in der Schule sitzen und Millionen von Eltern nicht mehr auf den Landstraßen sein würden. Ich wollte möglichst gleich danach aufbrechen. Und genau zu dieser Zeit wurde gemeldet, daß der Hurrikan Donna sich von der Karibik her auf uns zubewegte. Wir an der Spitze von Long Island haben das oft genug erlebt, um höchst respektvoll zu sein. Auf einen herannahenden Hurrikan bereiten wir uns wie auf eine Belagerung vor. Unsere kleine Bucht ist zwar recht gut geschützt, aber so gut nun auch wieder nicht. Während Donna herankroch, füllte ich die Kerosinlampen, aktivierte die Handpumpe am Brunnen und band alles fest, was beweglich war. Ich besitze ein zweiundzwanzig Fuß langes Motorboot, die *Fayre Eleyne*. Ich band es los und fuhr es in die Mitte der Bucht, ließ dort einen riesigen altmodischen Stockanker an halbzolldicker Kette hinab und verankerte es mit viel Bewegungsspielraum. So konnte es einen Sturm von bis zu zweihundertfünfzig Stundenkilometern überstehen, solange es sich nicht losriß.

Donna schlich heran. Wir holten ein Kofferradio hervor, um die Nachrichten hören zu können, denn wenn Donna zuschlug, würde der Strom ausfallen. Aber jetzt gab es noch eine zusätzliche Sorge – Rosinante, die unter den Bäumen stand. In einem bösen Wachtraum sah ich einen Baum auf

sie krachen und sie zerdrücken wie eine Wanze. Ich fuhr sie außer Reichweite eines möglichen Sturzes, aber es war nicht auszuschließen, daß eine ganze Baumkrone fünfzig Fuß durch die Luft flog und sie zerschmetterte.

Am frühen Morgen erfuhren wir aus dem Radio, daß wir es voll abbekommen würden, und um zehn Uhr wurde gemeldet, daß der Wirbelsturm direkt über uns hinweggehen und uns um 13.07 Uhr – oder zu einer ähnlich präzise angegebenen Zeit – erreichen werde. Unsere Bucht war ruhig, kein Kräuseln rührte sich, aber das Wasser war noch dunkel, und die *Fayre Eleyne* dümpelte vornehm müde in ihrer Verankerung.

Unsere Bucht ist besser geschützt als die meisten, weshalb viele kleine Boote hereinkamen, um zu ankern. Und mit Schrecken sah ich, daß viele ihrer Besitzer nicht wußten, wie man richtig ankert. Schließlich kamen zwei Boote herein, von denen eines das andere im Schlepp hatte, hübsche Dinger. Ein leichter Anker wurde geworfen, und so ließ man sie liegen, den Bug des einen ans Heck des anderen gebunden und beide innerhalb des Radius der *Fayre Eleyne*. Ich schnappte mir ein Megaphon, lief ans Ende meines Anlegestegs vor und versuchte, gegen diesen Unfug zu protestieren, aber die Besitzer hörten entweder nichts oder verstanden mich nicht oder kümmerten sich nicht darum.

Der Sturm brach genau in der vorausgesagten Minute über uns herein und zerwühlte das Wasser wie ein schwarzes Laken. Er schlug zu wie eine Faust. Die ganze Krone einer Eiche krachte herunter und streifte unser Haus genau da, wo wir hinaussahen. Die nächste Bö stieß eines der großen Fenster auf. Ich drückte es wieder zu und trieb mit einer Handaxt oben und unten Keile ein. Strom und Telefon waren, wie erwartet, beim ersten Windstoß ausgefallen. Und es waren zweieinhalb Meter hohe Flutwellen vorausgesagt. Wir sahen den Sturm Erde und Meer aufreißen wie ein wü-

tendes Rudel Terrier. Bäume stürzten um oder bogen sich wie Grashalme, und das aufgepeitschte Wasser schäumte. Ein Boot riß sich los und schlitterte das Ufer hinauf, dann noch eins. Häusern, die im milden Frühling und Sommer gebaut worden waren, schlugen Wellen in die Oberstockfenster. Unser Haus steht auf einem kleinen Hügel etwa zehn Meter über Meereshöhe. Aber die steigende Flut spülte schon über meinen hohen Anlegesteg. Als der Wind drehte, fuhr ich Rosinante ein Stück weiter, so daß sie immer auf der Leeseite unserer großen Eichen blieb. Die *Fayre Eleyne* ritt elegant auf den Wellen und drehte sich wie eine Wetterfahne im Wind.

Die beiden zusammengebundenen Boote hatten sich inzwischen verheddert, die Bugleine des einen hatte sich um Ruder und Schraube des anderen geschlungen, und die Rümpfe krachten aneinander. Ein weiteres Boot hatte sich losgerissen und war samt Anker in einer Schlickbank am Ufer gelandet.

Charley Dog kennt keine Nerven. Gewehrfeuer oder Donner, Explosionen oder heftiger Wind lassen ihn völlig kalt. Mitten im heulenden Sturm fand er einen warmen Platz unter einem Tisch und legte sich schlafen.

Der Sturm hörte ebenso plötzlich auf, wie er begonnen hatte. Die Wellen gingen zwar weiter hoch, aber sie waren nicht mehr windgepeitscht. Die Flut stieg höher und höher. Alle Anlegestege rings um unsere kleine Bucht waren überschwemmt, nur die Pfosten und Geländer ragten noch heraus. Die Stille war wie ein Dröhnen. Das Radio teilte uns mit, daß wir uns im Auge des Hurrikans befanden, in der beklemmenden Totenstille, die im Zentrum eines Wirbelsturms herrscht. Ich weiß nicht, wie lange die Stille anhielt. Die Wartezeit kam uns endlos vor. Dann traf uns die andere Seite, der Sturm aus der entgegengesetzten Richtung. Die *Fayre Eleyne* schwang anmutig herum und hielt ihren Bug

in den Wind. Aber die beiden zusammengebundenen Boote zerzten an ihrem Anker, trieben auf die *Fayre Eleyne* zu und nahmen sie in die Zange. Trotz heftiger Gegenwehr wurde sie quer zum Wind gedreht und an einen benachbarten Anlegesteg gedrückt, und wir hörten, wie ihr Rumpf an die Eichenpfosten rummste. Die Windgeschwindigkeit betrug jetzt über hundertfünfzig Stundenkilometer.

Ohne zu überlegen rannte ich los, rannte gegen den Sturm ankämpfend um den oberen Teil der Bucht herum zu dem Landesteg, an den die Boote gedrückt wurden. Ich glaube, meine Frau, nach der die *Fayre Eleyne* benannt ist, rannte hinter mir her und rief, ich solle stehenbleiben. Die Planken des Stegs waren vier Fuß unter Wasser, aber die Pfosten ragten heraus und boten den Händen Halt. Ich kämpfte mich mühsam voran, das Wasser ging mir bis zur Brust, und der Seewind peitschte mir Wasser in den Mund. Mein Boot schrie und winselte an den Pfosten und zappelte wie ein verängstigtes Kalb. Dann sprang ich und schaffte es, mich an Bord zu ziehen. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich ein Messer, als ich es brauchte. Die beiden wild gewordenen Boote drückten *Eleyne* an den Landesteg. Ich kappte Ankertau und Bugleine und stieß sie weg, und sie trieben ans Ufer auf die Schlickbank. Aber *Eleyne's* Ankerkette war intakt, und der große alte Anker steckte noch unten fest, hundert Pfund Eisen mit speerförmigen, schaufelbreiten Haken.

Eleyne's Motor gehorcht nicht immer, aber diesmal startete er auf Anhieb. Ich stand auf dem Deck, klammerte mich fest und griff mit der linken Hand nach Steuer, Gashebel und Kupplung. Und *Eleyne* versuchte mir zu helfen – ich nehme an, sie war sehr verängstigt. Ich bugsierte sie raus und zog mit der rechten Hand an der Ankerkette. Normalerweise kann ich diesen Anker kaum mit beiden Händen bei Windstille herausziehen. Aber diesmal ging alles reibungs-